

(Nachdruck verboten.)

44]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Währenddem waren die beiden Männer, nachdem sie in mancherlei Dingen Einverständnis und Sympathie entdeckt hatten, auf James Laaß Zukunft zu sprechen gekommen. Herausgerissen aus seinem bisherigen Kreis, innerlich veruneint mit seinem Vater, wenn auch äußerlich der Niz verklebt war, suchte sich der junge Mann ein neues Leben zu zimmern. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, der Umstand, daß er nicht auf Geldverdienen angewiesen war, erschwerte ihm die Wahl. Er schwankte, ob er Rechtsanwalt werden oder einen gelehrten Beruf ergreifen sollte. Eine große Unsicherheit lag in seinen Zukunftsplänen; mit der Einsicht von der Notwendigkeit irgend einer Aufgabe verband sich zugleich ein gewisser Ueberdruß gegen jede praktische Tätigkeit. Und was Grabaus am meisten frappierte, war, daß er über Maggie ganz ohne Illusionen war. Er sprach nur Gutes von ihr, lieb aber durchblicken, wie wenig glücklich sie eigentlich sei und wie unrecht es von ihm gewesen, sie dem Milieu, für das sie geschaffen war, entrisen zu haben. „Sie müßte wieder spielen,“ sagte er. „Sie leidet an ihrer brachliegenden Kraft. Sie spielt nun im Leben Komödie, macht fortwährend Szenen. Aber das ist nur ein schwacher Ersatz. Mein Gott, sie ist eben Theaterblut.“

„Und warum erlauben Sie ihr nicht, ein Engagement anzunehmen?“

Laaß zuckte die Achseln.

„Das wäre der Bruch mit meinem Vater. Sie kennen doch diese Hamburger Kaufleute! — Eine Schwiegertochter, die Schauspielerin ist — — Und doch, schließlich muß ich's zugeben. Denn es wäre ein Verbrechen gegen sie. — Wer a gesagt hat, muß auch b sagen.“

Der Abend verlief noch ziemlich unerquicklich. Maggie hatte es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, sie sollten alle zusammen am nächsten Morgen nach Bozen fahren. Nach langem Kampf gab James schließlich seine Einwilligung. Es ging schon auf Mitternacht, als die beiden Freunde endlich ihr Zimmer im Touristenhaus aufsuchten. Der Himmel war klar und sternbesät. Dunkel erhob sich vor ihnen das Hotel, in dem nur noch ein Licht brannte. Schweigend saßen die beiden. Grabaus wollte nicht fragen, zu tief fühlte er, was in seinem Freund vorging. Als dann das letzte Licht erlosch, sagte er:

„Nun sind sie schlafen gegangen und werden sich hoffentlich wenigstens im Schlaf nicht weiter zanken.“

Da ließ Wolf seinen Kopf auf den Arm fallen und brach in wildes Schluchzen aus. Erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, war er nicht mehr Herr seiner Nerven und vermochte den Enttäuschungsschmerz nicht zu verbergen. Aber Grabaus, des tieferen Wehs in der eigenen Brust eingedenk, klopfte ihm liebreich auf die Schulter:

„Bruder Wolf, das Leben hat's gut mit Dir gemeint, als es Dir den heißesten Wunsch verweigerte. — Der andere hat sich verloren, Du aber gehörst Dir selbst und allem Tüchtigen, das Dich erwartet.“

18.

Noch schien alles zu schlafen, als die beiden am nächsten Morgen aus der Dependance traten. Gleich Mauern, die diesen grünen Winkel von der Welt abschlossen, ragten die dämmernden Berge empor, deren Ränder von einem lighterem Glanz umsäumt waren. Im blauen Aether schwamm wie ein Wölkchen, das sich leicht verflüchtete, das Mondhorn. Tau-durchtränkt und kühl war die Luft.

Kaum hatte die Uhr vom Turm der Kapelle sechs geschlagen, als die Tür sich öffnete und Herr und Frau Laaß erschienen. Er sah etwas übernünftig und noch ernster als gestern aus, während Maggie vor Munterkeit und guter Laune glänzte. Sobald sie aufgetaucht war, schien übrigens das ganze Hotel erwacht zu sein. Ein kleiner Pikkolo kam herbeigeeilt, riß seine schlaftrunkenen Augen beängstigend weit auf und verlängerte förmlich die Ohren, um von den zahlreichen Aufträgen, die Frau Laaß ihm erteilte, keinen zu vergessen. Nach wenigen Augenblicken erschienen Hausdiener, Oberkellner,

Portier, Kutscher, ein ganzer Troß, die alle mit Befehlen entlassen wurden. Dazwischen frühstückte Maggie mit bestem Appetit und erzählte, sie hätten sich gestern abend entschlossen, ans Meer zu gehen. Für James Nerven sei die Seeluft besser. Ueber Berlin, wo sie sich ein, zwei Tage aufhalten wollten, beabsichtigten sie nach Ostende zu reisen. Und während sie ihren schweigend darsitzenden Gatten mit kleinen Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten verhättschelte, ihm die Schokolade zuckerte, Semmeln strich, die Krawatte zurechtzupfte, erzählte sie ein wenig hastig und sozusagen nebenbei, daß sie in Berlin mit einigen Agenten in Verbindung treten wollte. James, der Gute, sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß auf die Dauer ihr Talent der Bühne nicht entzogen werden dürfe.

„Trink doch, Liebchen! Ist Dir die Schokolade zu heiß?“

Sie nahm einen Löffel voll und blieb ein wenig.

„Koste nur mal! — Ich bin ja so glücklich für Dich, daß wir aus diesem Hotel fortkommen. — Er fühlte sich hier nämlich gar nicht wohl. — Ja, wenn Du Deine kleine Frau nicht hättest, dann sähest Du noch sechs Wochen hier! Männer sind so schwer von Entschluß. — Woran denkst Du denn?“

„Ich überlege nur, ob Dein Koffer auch mit herunter gekommen ist,“ erwiderte er trocken.

„Aber Schatz, wenn ich die Sachen besorge, wird nie was vergessen. Ich glaube, Du sorgtest Dich wegen Pappas. — Paß auf, den werde ich schon herumkriegen. Alten Herren Vernunft beizubringen, ist mein Spezialität. — Er soll noch stolz sein, daß er eine Künstlerin in der Familie hat. Aber nun iß auch, Herzchen. Wer weiß, was wir unterwegs bekommen.“

Auch als man schon im Wagen saß, schwakte sie noch immer fort. So munter ihr Geplauder war — während der Fahrt durch die Schlucht, die in ihrer Wildheit, mit den drohend überhängenden Porphyrfelsen wie ein Schweigen heischendes Wunder wirkte, machte dieses ewig plätschernde Wächlein eine etwas störende Begleitung. Erst als es heißer und heißer wurde, erlahmte ihre Zunge. Sie stöhnte nur noch.

„Kind, nun sei endlich still,“ sagte James. „Es war doch Dein eigener Wunsch, daß wir reisten.“

„Das brauchst Du mir doch nicht vorzuwerfen. Diese Hitze war jedenfalls nicht mein Wunsch. — Ach, entsetzlich! Ich vergehe.“

Fortwährend wechselte sie den Platz und steigerte durch ihre ruhelose Beweglichkeit noch die allgemeine Beklommenheit. Gegen Mittag langte man in Bozen an. Flammend weiß, durchweht von glutender Lohe lag die Stadt, erstorben schienen die Häuser mit geschlossenen Fensterläden, in den Straßen waren fast nur italienische Arbeiter zu sehen, hier und da hochte unter ihrem großen Schirm eine Obsthändlerin bei ihrer prangenden Ware, mit Wangen glühend und rot wie reife Tomaten. Da das Ehepaar im Hotel Bristol abstieg, während Wolf und Grabaus sich mit Platens im Schwarzen Greif treffen wollten, mußte man sich trennen. Wolf versprach die beiden gegen Abend zu einem Spaziergang abzuholen.

Das Hotelzimmer war dunkel und hermetisch verschlossen, trotzdem noch von erstickender Schwüle erfüllt. Der Kellner drehte das elektrische Licht an, damit es hell wurde. Wöllig erschöpft, von dunkler Aufregung umgürtet, begann Grabaus seinen Koffer auszupacken. Während er sich umkleidete, murmelte er abgerissene Sätze vor sich hin, indem er dabei an den Major dachte:

„Also was? — Was will ich ihm sagen? — Er kann nicht wollen, daß sie zugrunde geht. Und ich —? Seine Zähne klapperten wie vor Frost, und Schauer schüttelten ihn so heftig, daß er sich auf dem Bett niederließ. Er preßte den Kopf in die Kissen, um sie, die ihn den ganzen Tag umschwebt hatte, nicht mehr zu sehen. Heute abend, vielleicht in einer Stunde schon, würde alles entschieden sein.“

Als er den Taschen seines Anzuges die darin befindlichen Sachen entnahm, kam ihm die Orchidee in die Hand. Sie war gänzlich vertrocknet und verschrumpft. Nur ihr starker Geruch verriet ihre Merkwürdigkeit. Jeder, der sie fand, würde sie wahrscheinlich ohne Bedenken wegwerfen. Aber der Botaniker hatte sein Leben daran gesetzt. — Während er sie grübelnd anstarrte, kam ihm alles wie ein Traum vor. Er

versuchte, sich selbst und seine Lage zu überschauen. — Aber da wurde ihm klar, daß das, was er bisher in allen Lebenslagen gefonnt hatte, ihm nicht völlig unmöglich war. Der eine Gedanke erfüllte ihn ganz, daß er außer ihm nichts mehr wahrnahm; alles, wonach seine Vernunft greifen wollte, zerging, zerflog. Er fühlte, es war ein unnatürlich krankhafter Zustand. Er war gefangen wie zwischen den engen Wänden dieses Zimmers, das mit Stieluft erfüllt war, in dem elektrisches Licht brannte.

Ein Kellner, bei dem er sich erkundigte, wies ihn in Frau Platens Zimmer, wo die Herrschaften auf ihn warteten. Als er die Thür öffnete, dachte er nicht an Marie Luise, sondern sein Gedanke war: jetzt werde ich ihn sehen, der mein Schicksal in der Hand hält.

Aber der Major befand sich nicht im Zimmer. Im Sofa saßen Marie Luise und die Gräfin Borde. Außerdem bemerkte er den Grafen, seine Tochter und eine fremde Dame. — Nach der Begrüßung — die Fremde war eine Baronin Loebenstein — teilte Frau Platen ihm mit, daß ihr Gatte durch ein leichtes Unwohlsein verhindert sei, mitzukommen. Der Graf fuhr fort, seiner Niichte Familienklatsch zu erzählen. Die Komtesse sagte zu Grabaus, er hätte sich außerordentlich verändert. Er sähe viel innerlicher aus als vor anderthalb Jahren. Da dieser nicht antwortete, wandte sie sich an die Baronin Loebenstein und berichtete ihr erstaunliche Dinge. Heute morgen hätte sie sich einen Augenblick auf eine Bank gesetzt und wäre dort durch unbezwingliche Gewalt festgehalten worden. Leute wären an ihr vorübergekommen, die sie sämtlich erkannte. Geträumt hätte sie also nicht. Trotzdem hätten entsehlische Empfindungen sie gemartert. Zuerst wäre sie eine Kindesmörderin gewesen und hätte deren Qualen durchgemacht, dann ein Mädchen, das von ihrem Bräutigam verlassen war, darauf ein Bauer, der gepfändet werden sollte, sie zählte dann eine ganze Reihe Unglücklicher auf, deren Seelenängste sie erlitten hatte, und fragte Grabaus, wie er sich diesen Vorgang erklärte.

„Vielleicht die Sibe. — Diese Sibe macht uns ja alle verrückt. Komtesse hatten gewiß keinen Gnt auf.“

„Das ist die Erklärung eines Naturwissenschaftlers,“ erwiderte diese triumphierend, als wenn sie ihn damit ad absurdum geführt hätte. „Ach, es fällt mir ja ein, Sie sind aus der Stadt Hädels, Herr Professor. — Aber die Sache erklärt sich viel einfacher. Viel — das Wort ist mir verhaßt, aber hier paßt es hin — viel natürlicher.“

„Wie denn?“ fragte die Baronin, indem sie aufhörte sich zu fächeln.

„Als ich endlich aufstehen konnte, bemerkte ich, daß ich unter einem Heiligenbild geseffen hatte. Da wußte ich natürlich Bescheid.“

„No — alsdann!“ bemerkte nach einer kleinen Weile die Baronin. Aber eine gewisse Unzufriedenheit in der Art, wie sie sich wieder fächelte, verriet, daß sie trotzdem nichts verstanden hatte.

„Ja, denke Dir,“ sagte jetzt die Gräfin, „was dar arme Kind ausgestanden haben muß! Die unglücklichen Menschen, die dort vor der Mutter Gottes gebetet haben, haben doch ihre Schmerzen dort zurückgelassen. Und die haben sich nun natürlich meiner Tochter bemächtigt.“

Das Gespräch wurde unterbrochen, da Wolf erschien. Nachdem dieser die Baronin und seine Verwandten begrüßt und deren Fragen nach Befinden, Studien und Zukunftsplänen zur Zufriedenheit beantwortet hatte, ging man zum Essen hinunter. Auf der Treppe fragte Grabaus leise Marie Luise:

„Ist Ihr Herr Gemahl wirklich krank?“

„Nicht so schlimm. Seine Krankheit — Onkel und Tante sind wohl der Hauptgrund. Sie fallen ihm auf die Nerven. — Auch Sie tun mir ja so leid.“

„Wann reisen sie ab?“

Sie streifte ihn mit einem erschrockenen Blick, da in diesem Moment die Gräfin auf halber Höhe stehen blieb und sich erinnerte, ihren Sonnenschirm im Zimmer gelassen zu haben. Während Wolf hinaufeilte, wandte Marie Luise sich rasch an ihren Begleiter.

„Gegen sieben, denke ich.“

„Dann sind wir allein,“ flüsterte er. „Wir sind allein!“

Ihre Nasenflügel zitterten, während sie den Kopf zurücklegte. Sie schien ihre Schritte beschleunigen zu wollen und sich doch von seiner Seite nicht losreißen zu können. So gingen sie langsam die letzten Stufen hinunter.

Während des Essens, das man unter dem Zeltdach vor dem Hotel einnahm, erzählten die Gräfin und ihre Tochter wieder

erstaunliche Geschichten. Diese beiden begnadeten Wesen waren von Geistern umschwärmt, Geister standen ihnen in allen Lebensnöten bei, berieten sie in allen Lebensfragen, sagten ihnen die Zukunft voraus und vermittelten ihren Verkehr mit längst Gestorbenen. Nur um Kleinigkeiten schienen sie sich nicht zu kümmern, berieten der Komtesse nicht, daß ihr Kleid fürchtbar blühte, und daß einige Offiziere am Nebentisch sich darüber mokierten, berieten auch der Mama nicht, wo sie ihren Pompadur gelassen hatte, den sie beim Aufstehen vermisste, und um den ein großes Suchen entstand, bis Wolf auf die glückliche Idee kam, daß er ebenfalls im Zimmer oben geblieben war.

Auf den Rat der Baronin Loebenstein wurde der Kaffee in dem schattigen Garten einer Konditorei getrunken. Aber auch hier lastete unter den dicht verzweigten Bäumen eine schwere, unbewegliche Stultust. Auf der weißlohenden Straße schien das Leben seinen Gang eingestellt zu haben. Nur selten ging eine Gestalt vorüber, ein einheimischer Geschäftsmann, der träge zu seinem Bureau schlich, oder ein Tourist mit schwindendem Gesicht, dessen nägelbeschlagene Schuhe auf den Steinplatten knirschten. Das eintönige Murmeln eines kleinen Brunnens am Haus sowie der Schatten seines breitrandigen Strohhuts schienen den Grafen zu einem Schläfchen verlockt zu haben, denn nachdem er seit längerer Zeit verstummt war und intensiv die elsenbeinerne Krüde seines Spazierstocks ins Auge gefaßt hatte, begann er unversehens ein wenig zu schnarchen, worauf die anderen, um zu zeigen, daß sie diesen Zustand nicht bemerkten, einen noch eifrigeren Anlauf zur Unterhaltung nahmen; doch allgemach wirkt die Schläfrigkeit ansteckend, das Gespräch versiegte, und während einer nach dem anderen verstohlen gähnte, beschäftigte man sich damit, die Späßen mit Kuchenkrümeln zu füttern. Nur die Komtesse, die gern hin und wieder ein bedeutendes Wort fallen ließ, sagte einmal sinnend zu Grabaus:

„Auf Ceylon gibt es keine Sperlinge. Ist das nicht symbolisch?“

Doch plötzlich erhob der Graf wieder seinen Kopf und sprach, als wenn er sich auch im Schlaf einzig mit seiner Sippe beschäftigt hätte, den Namen irgend eines entfernten Veters aus, über dessen Schicksale er Marie Luise eingehend unterrichtete. Nun schienen auch die anderen wieder munterer zu werden, vor allem suchte jetzt die Baronin zu glänzen, indem sie von „riesig intäressanten“ spiritistischen Seancen erzählte, wobei sie jedoch über das Aufzählen sämtlicher Teilnehmer und deren Titel sowie Stellung in der Gesellschaft nicht recht hinauskam. Mit dumpfer Apathie hörte Grabaus diesen Gesprächen zu und atmete jedesmal auf, wenn eine nahe Turmuhre wieder eine Viertelstunde abschlug.

Endlich kam der Augenblick, wo Wolf aufstand und hat, sich verabschieden zu dürfen, da er seine Bekannten auffuchen wollte. Nun sprach auch das gräßliche Ehepaar von der Notwendigkeit des Aufbruchs. Aber nach längeren Erwägungen über das Risiko eines Heimwegs im Dunkeln, über das Treiben des Dienstmädchens, über die mutmaßliche Angst und Unruhe des zu Haus gebliebenen Hündchens der Gräfin beschloßen die beiden, einen späteren Zug um zehn zu benutzen — und Marie Luise, auf die Grabaus seinen flehenden und faum noch beherrschten Blick gerichtet hatte, äußerte, statt sich hinter Müdigkeit oder Kopfschmerzen zu flüchten, ganz ruhig ihre Freude, daß die Verwandten ihr noch den Abend schenken wollten.

Nachdem die Gesellschaft, da die Gräfin wegen ihrer Schwerfälligkeit des Gehens nicht liebte, zum Hotel zurückgekehrt war, setzte man sich wieder an einen der jetzt leeren Tische unter dem Zeltdach, um in Ruhe die Zeit des Abendessens abzuwarten. Nun folgten drei endlose, nur durch die Mahlzeit unterbrochene Stunden. Anfangs versuchte Grabaus wohl noch, sich am Gespräch zu beteiligen, aber dann machten die gräßlichen Damen, obwohl er seine Ansichten in der vorichtigsten Verdünnung äußerte, jedesmal ganz scheue, bestürzte und sprachlose Gesichter und kehrten schnell wie Maulwürfe in ihre Löcher zu den früheren Gegenständen des Gesprächs zurück, zu Wahrträumen, Fernwirkungen und anderen okkulten Dingen. Der Graf seinerseits, nicht zufrieden, über sämtliche lebendige Familienmitglieder Revue abgehalten zu haben, ließ nun die Toten aus ihren Gräbern steigen, und die Baronin Loebenstein, deren eigener Stammbaum einstweilen ein noch etwas kümmerliches Reis war, zeigte, daß sie wenigstens den ihres Mannes im Kopfe hatte. Ja, Marie Luise selbst gab jetzt einige tomiische Geschichten zum besten, die eine längst begrabene Großmutter am Hof eines immediatisierten

Fürsten erlebt hatte. Grabaus aber saß dabei als Fremder und Ueberflüssiger. Es fiel ihm nicht auf, welche heldenmütige, peinliche Anstrengung sie diese Unterhaltung kostete, wie sie manchmal, ohne ihre fröhliche Miene zu verziehen, mit heimlicher Faust den Nagel ihres Zeigefingers gegen die linke Schläfe preßte, hinter der ein nervöser Kopfschmerz bohnte und stach. Fremder und ferner wurde seinem inneren Gefühl sie, die lachte und eine Geschichte an die andere reihte, während er sich an innerer Erregung, an Hoften und Wangen, Wollen und Zweifeln vor der nahen Entscheidung verzehrte.

Und als nun endlich die Stunde des Aufbruchs wirklich gekommen war, geschah etwas, was wie ein glühender Regen von Asche und Staub seine Seele verfinsterte. Während der Graf, Ueberhang, Sonnenschirm und Pompadur in der Linken, mit der Rechten nach einigem Kleingeld für den Bikkolo suchte, sagte die Gräfin zu Marie Luise, sie würde keinesfalls dulden, daß diese etwa noch mit zum Bahnhof ginge, Herr Doktor Grabaus würde so liebenswürdig sein, die Baronin nach ihrem Hotel zu begleiten, Marie Luise aber müsse sich sogleich niederlegen, da sie Konkordaleszantin und überhaupt von dem langen Tag gewiß gänzlich erschöpft sei. Und Marie Luise — nach kurzem Zögern willigte ein, ließ Grabaus, der ihr kalt die Hand gab, gehen, indem sie sagte:

„Auf Wiedersehen! Bleiben Sie nur nicht so lange!“

Die Baronin war eine sehr redselige Dame und sprach, nachdem sie die ganze Zeit über nicht recht aufgekomen war, so ohne Unterbrechung und zwar desto schneller, je näher sie ihrem Hotel kamen, daß sie von der Geistesabwesenheit ihres Begleiters nichts bemerkte.

Nachdem Grabaus sich verabschiedet hatte, setzte er sich auf eine nahe Bank, unter der Last seiner Seele erliegend. Das alles ist ja nicht wahr, ist eine Folge meiner überreizten Nerven, dachte er und preßte mit aller Gewalt die Hand gegen seine Stirn, als vermöchte er dadurch den schwarz aufsteigenden Fluten einen Damm entgegenzusetzen. . . . Sie konnte nicht anders handeln als sie tat, konnte nicht ihre Verwandten fortschicken, die Baronin allein gehen lassen oder mich später noch erwarten. Aber wie ist das möglich, daß sie nicht fühlt, was in mir vorgeht, nichts sieht, nichts ahnt?! So fremd bin ich ihr! Und sie? . . . Im Augenblick, wo er sie sich vergegenwärtigte, stand sie vor ihm, in all ihrer Körperlichkeit, nur daß nicht wie auf den Bergen der Strom ihres geistigen Wesens ihn umwirkte, dieser aufwärtstreibende, flügelberleiende Strom. In all ihrem sinnlichen Zauber war sie da, verwirrend und ängstigend, die schlanke Gestalt, deren Glieder in raschelnde, mattrosige Seide gehüllt waren, über die ein durchsichtiges, blumenbestücktes Schleiergewebe floß. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Mr. Didkops erste Jugend bis zur Lehre. Erst vor ungefähr drei Monaten wurde er in einem Lumpenteiler auf einem Lager aus weichen Lappen aller Art geboren. Er hatte noch drei Geschwister, aber er war der stärkste und schönste, hatte einen weißen Fleck auf der Brust und vier weiße Pfötchen. Es war warm und behaglich auf der Welt, denn er lag an der Mutter Brust und diese gab reichliche Nahrung. Zuerst wurde er bisweilen, gerade wenn er eine Zige zu fassen hatte, von einer anderen kalten Nase hinweggeschuppt, aber das dauerte nur ein paar Tage. Dann hörte das Gelnabel neben ihm auf, und er konnte saugen, wo er wollte. Man hatte die kleinen Brüder weggebracht. Manchmal aber mußte er dennoch vergeblich suchen, wenn er aufwachte. Doch dann fühlte er zarte, weiche Hände seinen Rücken und seinen Kopf streicheln und hörte eine helle, lieblosende Kindersstimme. Das entschädigte ihn. Nach einer Weile kam dann die Mutter zurück, brachte freilich unangenehme Kälte mit, so daß er zusammenschauerte. Dies kam an jedem Tage ein paarmal vor, denn Mütterchen mußte am Handwagen gehen, und draußen war noch rauhes Wetter. Es war unangenehm, wie gesagt, aber die gereichte Brust machte alles wieder gut. Im ganzen war es also warm und behaglich, und eines Tages, gerade als er wieder mit seiner schwachen Hundestimme nach seiner Mutter winselte und eine weiche Hand unahngemal sein Köpfchen streichelte, um ihn zu beruhigen, geschah etwas Wertwürdiges; es war als ob ein schwarzer Vorhang allmählich in die Höhe gezogen wurde: es wurde hell. Das erste, was er mit seinem anfangs noch trüben Blicke sah, waren zwei Kinderaugen, die vor Freude strahlten. Darauf großes Geschrei:

„Mutter, unser Didkops hat Augen gekriegt, komm' mal schnell her!“

Nun wurde es noch einmal so schön auf der Welt. Er torkelte zwar immer noch unsicher umher, aber bald wurden die Beine stand-

fechter, so daß er beim Spielen und Umhertollen mit Ferkeln — derselbe, der ihn immer gestreichelt hatte, als es noch dunkel war — nur noch selten umfiel. Das schadet aber nichts, denn dann lachte Fritz so unbändig, daß er sich selbst mit freute. Am meisten Spaß machte es, wenn Fritz ihn mit auf die Straße nahm, weil es dort viel geräumiger war und noch andere kleine Knaben mit ihm spielten. Denn alle wollten sich halb tot über ihn lachen und alle waren gut zu ihm. So verging eine geraume löstliche Zeit voller Lebenslust und in dieser Zeit wurde er zusehends immer größer und stärker.

Didkops hatte seine Säuglingstage hinter sich; er war groß geworden.

Da geschah es eines Abends, daß ein ruhiger schwarzer Mann kam, einige Worte mit Fritzens Vater wechselte, zwanzig Mark auf den Tisch legte und Didkops an der Leine mit auf die Straße nahm und ihn weit wegführte. Alle standen an der Tür und sahen ihm nach, und der arme Fritz weinte, aber ganz anders, als wenn er gelegentlich Haue oder Schelte bekam. „Du sollst unsern Fritze nicht mitnehmen, Du!“ rief er dem schwarzen Manne nach. Hierüber lachte der Vater noch, aber die Mutter nicht.

Wenn Didkops auf die Seite gehen und umherschneffeln wollte, zog der schwarze Mann etwas unsanft an der Leine und riß ihn brummend mit sich fort. Das hatten die Knaben und Fritz beim Spielen nie gemacht. Ober wenn sie es taten, tat es wenigstens nicht weh, denn es war nicht böse gemeint.

Didkops trollte also halb gezwungen weiter, bis sie endlich an einem Hause ankamen, wo der schwarze Mann Halt machte. Eine schwarze Frau stand vor der Tür und nahm Didkops mit in den Keller hinunter. „Ist das aber ein hübsches Tier!“ sagte sie. Im Keller war es dunkel und ganz schwarz von Ferkelohlen. Dort in einer Ecke bei einem Haufen gespaltenen Holzes lag ein großer, schmutzgelber Hund ausgestreckt, ebenso groß war er wie die Mutter. Hier wurde Didkops angebunden.

Nachdem die ersten Begrüßungsfeierlichkeiten, die unter Hundens Sitte sind, vorüber waren, fand es sich, daß der ältere neue Kamerad gerade nicht abstoßend, aber doch etwas trummig war und sich vor allen Dingen nicht rühren mochte. Das empfand Didkops schmerzlich, er dachte an Mütterchen und Fritzen, und nach einer Weile begann er nach Hundart jämmerlich zu winseln. In seinem Schmerz brachte die Frau ihm troden Brot und klares Wasser. Das schmeckte aber nicht, denn zu Hause war immer etwas Milch zwischen dem Wasser, so daß es weich oder wenigstens bläulich aussah. Außerdem goß Fritz noch immer einen Schuß aus seiner Tasse dazu. Als er daher fortzufuhr zu winseln, hörte er schwere Schritte herankommen und fühlte bald von einer rauhen Hand ein paar unangenehme Püffe, die ihn in seiner Sehnsucht und Verlassenheit nicht zu trösten vermochten. Es war der erste große Schmerz, den er erlebte, der Schlaf kam nur langsam, es war eine schreckliche Nacht.

Beim ersten Morgengrauen wurden er und sein Kamerad hinausgeführt auf die Straße, der Kamerad in die Sielen getan und vor den Wagen gespannt, um Kohlen zu holen, und Didkops wurde vom Kohlenhändler, der mit der rechten Hand ziehen half, mit der linken Hand an der Leine geführt, um eingefahren zu werden. So traf ich sie an den Kohlenplätzen in der Bombergerstraße.

Glückliche Jugend! Der Schmerz der vorigen Nacht war bald durch dies neue und unerhörte Ereignis im Leben Didkops verwunden und verlegt. Denn lustig trabte er einher, mit halb aufgerichteten Ohren auf alles achtend.

Aber warte, das ist der erste Weg in der Lehre und es sieht noch wie Spiel aus, aber bald bekommt auch du die Sielen und wirst sie erst ablegen, wenn du alt und abgeradert bist, du Proletarier unter den Hunden! —

— Vom Arztverein zu Ephesus. Im vergangenen Herbst sind bei den großen österreichischen Ausgrabungen zu Ephesus eine Anzahl Inschriften gefunden worden, welche von eigenartiger Bedeutung sind für die Geschichte des ärztlichen Standes im Altertum. Die Steine, die soeben in den österreichischen Jahresheften von A. Keil herausgegeben sind, rühren her von dem Arztverein zu Ephesus, der sich nannte „Die Ärzte vom Museum“ und demnach in nahen Beziehungen stand zu dem Museum der Stadt, das nach dem Vorbilde des alexandrinischen Museums eine Art Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt bildete, nach dem auch die höheren Lehrer der Stadt ihren Verein benannten. Bisher war der ephesische ärztliche Verband nur aus einem Grabstein bekannt, der auf Vereinskosten einem Mitgliede und seiner Frau errichtet worden war. Um so interessanter ist es, aus den neuen Steinen zu ersehen, in welcher umfassenden Weise der Verein bemüht war, die Interessen des Standes zu vertreten und zu seiner Hebung kräftig beizutragen. Es sind öffentliche Bekanntmachungen des Vereins, die uns nunmehr vorliegen, aufgestellt wahrscheinlich in dem noch nicht aufgefundenen Vereinshause, das gewiß in Verbindung stand mit einem Heiligtum des Arztgottes, des Asklepios. Sie beginnen alle mit einer genauen Datierung durch den gerade amtierenden Priester des Asklepios, den derzeitigen Vereinsvorsitzenden und den Leiter der Wettlämpfe. Denn um Wettlämpfe, veranstaltet durch den Arztverein, handelt es sich, deren Sieger auf den Steinen verzeichnet stehen. Freilich sind es nicht Wettspiele zur Feststellung körperlicher Tüchtigkeit und Ausbildung, sondern die Preise wurden erteilt für hervorragende berufliche Leistungen. Darauf führen die Namen der verschiedenen Wettlämpfe. Man konnte Sieger sein in der Cheirurgie,

In der Organa, in dem Syntagma und in dem Problema. Am leichtesten verständlich ist dabei der Preis, der für hervorragende chirurgische Leistungen erteilt wurde. Um solche Leistungen festzustellen, wurde natürlich alljährlich ein kleiner Ärztekongreß im ärztlichen Vereinshause abgehalten und dort die betreffenden Patienten vorgeführt. Dabei wurden dann auch die neuesten medizinischen Instrumente, Organa, ausgestellt, deren Erfindung und Anfertigung im Altertum der Ärzten selbst zufiel, und die praktischsten Erfindungen wurden mit dem Preise gekrönt. Schwieriger ist die Beurteilung der beiden letzten Konkurrenzeng. Syntagma kam die ärztliche Anordnung, das Rezept bedeuten, aber auch eine medizinische Abhandlung, und in Problema wird am ersten eine Preisaufgabe zu erkennen sein. Man sieht also den Verein bemüht, nicht nur jungen Mediziner Gelegenheit zu geben, ihre Kenntnisse zu zeigen, sondern alle Ärzte der großen Handelsstadt und ihres Hinterlandes anzuregen zu wissenschaftlicher Weiterbildung und Mitteilung ihrer Kur-Erfolge an die Fachgenossen. Unter den preisgekrönten Ärzten, die meist dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert angehören, sind häufig vertreten die Archiatror, die von der Stadt gewählten Gemeinärzte, bei übrigens durchaus keinen Ruheposten innehaten, da sie alle vier Jahre, wie es scheint, der Neuwahl sich unterwerfen mußten. Die ganze Einrichtung dieser ärztlichen Konkurrenzeng, die eventuell auch einem Druck der städtischen Behörden ihre Entstehung verdanken, zeugt von dem hochentwickelten Standesgefühl der griechischen Ärzte in der Römerzeit und erinnert an die ärztlichen Berufsverbände in anderen Griechentädten. Am bekanntesten ist unter diesen der Ärzteverein von Kos, der im vierten vorchristlichen Jahrhundert ein Vereinshaus besaß und bestimmte Vorrechte bei den staatlichen Opfern genoss. Zweifellos geht er zurück auf die Ärzteschule der Asklepiaden, die in strenger familienartiger Abgeschlossenheit den ältesten Mittelpunkt des ärztlichen Studiums in Griechenland bildete. Auch in Athen gab es einen Ärzteverband, der in origineller Weise die Gemeinamkeit der Interessen seiner Mitglieder dadurch zum Ausdruck brachte, daß der Vorsitzende zweimal im Jahre an den großen Festen der Heilgötter ein offizielles Opfer für den Verein darbrachte und den Segen der Götter für die Mitglieder und ihre Patienten ersuchte. („Köln. Z.“)

Kunst.

Ausstellung im Künstlerhaus. Die holländische Künstlergruppe, die Vereinigung St. Lukas, stellt kollektiv in der Bellevuestraße aus. Im ganzen ist der Eindruck ein zufriedener. Man merkt, die alten, guten Traditionen holländischer Malerei sind noch wirksam. Keine billigen Effekte werden erstrebt. Auf das solide, gute Malen wird der Hauptwert gelegt. Aus dieser Sachlichkeit ergeben sich vielfach ungewollte feine Reize. Noch sind immer die gleichen Motive vorherrschend, wie schon in den vorigen Jahrhunderten. Die Landschaft vor allem liebt der Holländer, die stille Wiege mit Bach und Dorf. Dann findet man das Stilleben reichhaltig vertreten. Das Interieur findet seine Liebhaber. Auch das Porträt wird gepflegt. Gänzlich abwesend ist das Geschichtsbild, sowie das allegorisch-symbolische Bild. Holland hatte in der Malerei immer diese Sonderstellung: das Intime, Natürlich-Weibende war seine Domäne. Im Zusammenhang damit steht, daß die Technik, die diese Stoffe gestaltete, unauffällig und fein hantierte. Nichts Aufbringliches wurde hier geduldet.

Unter den Landschaftern steht Sch a a p obenan. Er hat eine dunsig-grüne Wiege da, die im ersten Schmuß des Frühlings steht, deren Weichheit und Lebendigkeit in allen Teilen an die besten Franzosen denken läßt. So einfach und still gibt nur der ein ganz anspruchsloses Bild Natur, der ihren tiefsten Gehalt voll würdigt. Da ist jedes Blättchen mit einer Partheit und Zurückhaltung behandelt, der plastische Gesamteindruck mit der malerischen Empfindung so harmonisch verschmolzen, daß man lange diese Fülle genießen möchte. Auch G o r t e r, der etwas derber ist, behält diesen Sinn für das Anspruchlose. Sein „Novembertag“, der über einer grauen, von einer Aderstraße durchzogenen Ebene mit wenigen Bäumen liegt, strebt auch im ganzen hin zu dieser ausgeglichenen Tonhöhenheit, die dem Bild dauernden Reiz gibt. Nichts Krasses, nichts Betontes, alles in richtigem Verhältnis zu einander. Aus einer unregelmäßigen Kleinstadtstraße, auf deren Häusern, Dächern der Schnee liegt, macht W a l t e r ein schön zusammen gestimmtes Bild. Die graue Fläche der Häuser, die ein wenig schmutzige Farbe des im Tauwetter fließenden Schnees geht gut zusammen und gibt dem Bild im ganzen einen Hauch stiller Schönheit. Flüssiger, glatter malt K n a p eine Straße am Hafen, bunte Häuser, rot und gelb, Herbstbäume davor, helles, glattes Wasser. Der Pointillist dieser Gruppe ist D r e m e n, der in außerordentlicher Felligkeit einen Bauernhof vor uns erstehen läßt, in vollster Sonne. Die Gegenstände sind nicht mehr an sich da, sondern leben nur im Licht und sind eine Spiegelung von Farben. Ein solches Bild bringt ungeheuer viel Licht in den Raum, in dem sie hängen. Auch das Verichwommene einer nebligen Landschaft, in der hier und da ein Licht flimmert, kommt in dieser Technik gut zum Ausdruck. Ueberhaupt handhabt D r e m e n diese Technik so, daß man ihren Reizen, der der Farbenfreudigkeit dient, sofort einsieht. Man spürt eine Bereicherung der Mittel zur Wiedergabe.

Auffallend ist an dieser Vereinigung die große Beteiligung der Damen. Die Maler haben ihnen den gleichen Platz eingeräumt, wie sich selbst. Ja, die einzigen bildhauerischen Arbeiten rühren von einer Dame her, v a n S a l l, ernste und tüchtige Arbeiten, die ein-

fache Büste einer alten Frau, eine leicht filifizierte nackte, weibliche Figur, die in zusammengekrümmter Stellung sitzt. Als Landschaftlerin verdient W o r t e n a an erster Stelle genannt zu werden. Ihr „Wintertag“ mit der hellen Luft, in der die Bäume so leicht und zart stehen, ist ein reifes Werk. Die ein wenig verwischte Art der Malerei erhöht den farbigen Reiz. Theres e S c h w a r z e gibt ein kräftiges Herrenporträt in Schwarz, ein leichteres Blumenstilleben „Rhododendron“. Von A n s i n g sehen wir einige, kleine Porträts, die sich durch einen schönen grauen Gesamttou auszeichnen und die sehr diskret und mit feiner Empfindung gemalt sind. Sehr angenehm wirkt auf das Auge die Mischung der Farben schwarz, grau und grün. v a n D o r d t stellt ein prächtiges Stilleben, Sonnenblumen, aus, die sich von dunklem Grunde hell und voll abheben. Dem holländischen Interieurbild gewinnt C o b a N i t s e m a aparte Reize ab. Ein junges Mädchen in weißem Kleid, das mit grauen Reflexen fein überwölbt ist, ist mit großem Geschick in den Raum eingefügt, die Feinheit des Arrangements, das Ungezwungene und die sanfte Zurückhaltung in der Farbe wirken äußerst delik. Auch das große Bild „Kastanien“ von L e d e b o e r, das ein Kind vor einem Ofen sitzend zeigt, hat diese Feinheit in dem Zusammenstimmen der Farben, namentlich des grauen Kleides mit dem dunklen Hintergrund.

Eine Anzahl Radierungen zeigen die bewährte Tüchtigkeit der Holländer auf diesem Gebiete, in dem sie eine lange Übung besitzen und auf gute Vorbilder zurücksehen. So ist diese Veranstaltung, die eine uns verwandte Kunst so gut zur Darstellung kommen läßt, von besonderem Wert und auch um deswillen bemerkenswert, als hier zum erstenmal den Künstlerinnen die gleichen Rechte gewährt werden. Unsere deutschen Künstlergruppen sollten sich daran ein Beispiel nehmen. Aber hier legen ja selbst die fortgeschrittensten Gruppen noch immer Wert darauf, zu zeigen, daß sie kulturell zurückgeblieben sind und — die Konkurrenz fürchten. —

e. s.

Humoristisches.

gc. Kurz und bündig. Nach einer vom „Herborner Tageblatt“ veröffentlichten Probe war bei herzoglich nassauischen Behörden um die Mitte der vierziger Jahre ein Verfehrton üblich, dessen wohlthuende Sachlichkeit und Kürze mit unserem berückichtigten „Amtsdeutsch“ nichts zu tun hatte. Es handelte sich in dem mitgeteilten Falle um die Beschwerde eines Herborner Fabrikanten, der einen Dorfschulzen für einen Knabdruck wegen schlechter Beschaffenheit des Weges haftbar machen wollte. Auf Grund der Beschwerde erließ der in der Sache fungierende Amtmann Knifel folgende Verfügung: „Der Schultheiß Wehl zu Schönbach hat innerhalb acht Tagen auf seine Kosten dem pp. Kempf ein neues Wagenrad machen zu lassen, außerdem sind Sie in eine Strafe von 3 fl. verfallen. Herzogl. Amt: Knifel.“ — Der Schultheiß replizierte: „Ich lasse das Rad dem Kempf nicht machen und bezahle auch keine Strafe. Wehl, Schultheiß.“ — Der Amtmann: „Dhol Wieso? Knifel.“ — Der Schultheiß: „Bei der Einteilung der Wege wollte ich den Weg nach Amdorf als Wizinialweg gebaut haben, der damalige Amtmann hat aber tur:weg entschieden, das bleibt ein Verbindungs:weg. Wehl, Schultheiß.“ — Der Amtmann: „Was war das für ein Amtmann? Knifel.“ — Der Schultheiß: „Der Amtmann Knifel. Wehl, Schultheiß.“ — Der Amtmann: „Ganz recht. Sie brauchen dem Kempf das Rad nicht machen zu lassen. Die Strafe ist erlassen. Knifel.“

Notizen.

— Briefwechsel Niegsche-Oberbeck. Im Nachlaß des früheren Wieseler Professors Franz Oberbeck befinden sich zahlreiche Briefe Niegsches. Der Briefwechsel wird demnächst veröffentlicht werden.

— Das National-Theater ist von der Gesellschaft des Metropol-Theaters gepachtet worden. Es wird in W a l h a l l a Theater umgetauft und soll vom 1. September ab Ausstattungsstücke, Possen und „Spezialitäten“ dem Berliner Publikum vorführen.

— Der Opersänger Theodor Bertram wurde für die Neue Romische Oper verpflichtet.

— Die Bühnenfestspielschule in W a h r e n t h ist aufgelöst worden.

t. Die Sterblichkeit in den Menagerien. Der Zoologische Garten in Philadelphia hat einen Jahresbericht herausgegeben, worin den Todesursachen der während des vorigen Jahres dort verstorbenen Tiere eine besondere Auseinandersetzung gewidmet wird. In 140 Fällen wurden pathologische Untersuchungen vorgenommen, die auch meist zur Feststellung der Todesursache führten. Die Ergebnisse sind tabellarisch mitgeteilt und zeigen, daß die Tuberkulose weitaus die größte Gefahr für den Tierbestand der Menagerien und zoologischen Gärten bildet. An nächster Stelle kommen Entzündungen des Magens und der Gedärme, weiterhin mit wesentlich geringeren Zahlen Nierenentzündung, Zerfall der Leber und nicht-tuberkulöse Lungenentzündung.

— Vorsichtig. Folgende Anzeige stand im „Schöner Anzeiger“: „Zeige hiermit an, daß ich gesonnen bin, mich zu verheiraten. Einwendungen dagegen bitte ich innerhalb 14 Tagen bei mir mündlich oder schriftlich zu machen. August Schöntwald, Stellmachermeister.“